

Sätze in priorische und posteriorische „ihrer Wichtigkeit wegen noch einmal zurückkommen (S. 100), sie „noch einmal begründen“ will, gilt es ihm „zu ermitteln, was von den Kategorien, die wir in dgl. Sätzen finden, wohl schon den Indern und Griechen der ältesten Zeit vorgeschwebt haben mag“ (S. 101). So glauben wir denn in seiner diese Eintheilung behandelnden Auseinandersetzung einen doppelten Gesichtspunkt annehmen zu müssen, einen richtigen von der Beziehung jener Sätze zu einander ausgehenden (S. 35), und einen falschen in der Weise der früheren Grammatiker an die Sätze hinangebrachten (S. 101). Gegen den letzteren wendet sich nun Jolly mit vollem Rechte. Die Abweisung dieses einen Gesichtspunktes jedoch erweist die Eintheilung noch nicht als eine falsche, da diese durch den andern Gesichtspunkt sich völlig rechtfertigen lässt.

Der zweite Einwand Jollys trifft allerdings einen Mangel der Delbrückschen Eintheilung insofern ein Theil der indicativischen Nebensätze sich in keine jener beiden Klassen einreihen lässt. Dieser Einwand allein — denn das Neue der Terminologie stört uns nicht — könnte uns bestimmen, Jollys Eintheilung, zumal sie, wie er selbst (S. 69) sagt, „mit Delbrücks priorischen und posteriorischen Sätzen im Wesentlichen“ zusammentrifft, vor der Delbrück'schen den Vorzug zu geben. Soviel von dem Inhalt der verdienstvollen Abhandlung. Wir können jedoch nicht schliessen ohne das Frische und Anregende der Darstellung hervorgehoben zu haben.

Dr. M. Holzman.

Alfred Ludwig, ord. Professor der Sprachvergleichung an der Prager Universität, Agglutination oder Adaptation? Eine sprachwissenschaftliche Streitfrage mit Nachträgen zu des Verfassers „Infinitiv im Veda.“ Prag 1873.

Dass die Sprachwissenschaft noch eine sehr jugendliche Disciplin ist, das beweisen namentlich auch die vielen schwebenden Controversen über Principienfragen und die unaufhörlich

emportauchenden nagelneuen Theorien und Systeme. Man hat in diesem Kampf der modernen Sprachforschung ums Dasein einen Vorzug derselben vor anderen, älteren Wissenskreisen gefunden, in denen leicht eine dogmatische Sicherheit und träge Selbstzufriedenheit einreisse. Und in der That kann nur dieser Gesichtspunkt die Kritik bestimmen, ihre Aufgabe auch gegenüber solchen Leistungen wahrzunehmen, in denen schon die Fragestellung völlig verfehlt und wie in dem vorliegenden Buche der Versuch gemacht ist, fundamentale und in der Meinung aller Fachgenossen längst über alle Anfechtung erhobene Wahrheiten aufs Neue in das Gebiet der Streitfrage zu ziehen.

Nicht zum ersten Male tritt Ludwig in dieser Schrift vor das Publikum mit seinen, wir wollen sagen eigenthümlichen Ansichten über die Entstehung und das Wesen des indogermanischen Formenbaus, welche zu Allem was von Bopp an hierüber aufgestellt worden ist, in ausgesprochenem und beabsichtigtem Gegensatze stehen. Schon in seiner Abhandlung: „Die Entstehung der A-declination (in den Sitzungsber. der Wiener Ak. d. Wiss. phil.-hist. A. 1867) hatte er seine neue Theorie entwickelt, deren Kern dann in seiner grösseren Arbeit „Ueber den Infinitiv im Veda“ Prag 1871 in folgenden Sätzen ausgedrückt ist: „Die Stämme, die den späteren grammatischen Formen zu Grunde liegen, sind keine Abstractionen, sie kamen im syntaktischen Gebrauche vor... Das Suffix hat unmittelbar bei seinem Entstehen (das immer am Worte geschehen ist) die Bedeutung des Stammes nie modificirt, sondern die Bedeutung dem Stamme entlehnt, nachdem es die ihm eigene (demonstrative) eingebüsst hatte.“ Soweit könnte man, von dem eingeklammerten Zusatze abgesehen, mit dem übrigen insoweit einverstanden sein, als man nur die Definition der Suffixe klarer ausgedrückt sehen möchte. Aber hinter dieser Unklarheit birgt sich, wie wir sogleich einschalten müssen, eine dem Verf. völlig eigenthümliche Anschauung, hinter die man erst durch Vergleichung einer Reihe anderer Stellen gelangt, aus denen hervorgeht, dass er zu seinen Suffixen in ganz anderer Weise gelangt als die übrigen Forscher, nemlich nicht durch Trennung des Nominalstamms und der Casusendungen bei den Substan-

tiven, des Verbalstammes und der Personalendungen bei den Verba, sondern als Stamm gilt ihm z. B. *dévân*, nicht *déva*, und wenn es sonst allgemein als einer der wichtigsten Fortschritte der neueren Sprachwissenschaft angesehen wird, dass wir in der Declination das Wandelbare, nämlich die Endung, von dem Unwandelbaren, nemlich dem Stamm, richtig unterscheiden gelernt haben, lässt Ludwig die Casus durch Verstümmelungen und Vertauschungen der wunderbarsten Art aus Nominalstämmen, und aus denselben Stämmen durch denselben Vorgang, nur durch die Zwischenstufe der sogenannten „Infinitive“ des Veda die Verbalformen hervorgehen. Denn im Veda glaubt L. noch die Ueberreste der Stammperiode in zahlreichen Vertauschungen der Casus unter einander, sowie der Infinitive, die doch in Wahrheit auch nur Casus, aber solche von Verbalsubstantiven sind, mit dem *verbum finitum* und der drei Personen des *verbum* unter einander zu erkennen. Im Veda findet er noch die Nachwirkungen „einer gewissen Gleichgewichtsbewegung, indem man naturgemäss das Wort mit dem Suffix nicht als ein Untheilbares auffassen, die Bedeutung nicht als ununterschieden auf der ganzen Lautmasse ruhend, auch aber das, was sich dem Gefühl als der untergeordnete Bestandtheil zeigen musste, als der Bedeutung nicht ganz baar denken konnte. So vollzog sich in spontaner Weise... eine neue Vertheilung der Bedeutung, bei der die Wurzel einer Art Abstractionsprocess unterzogen wurde, der für die Sprachbildung von ungeheurem Einfluss ward.“

Es wird die Leser viel weniger befremden zu erfahren, dass diese seltsame Theorie bei allen Kritikern des „Infinitiv im Veda“ einer in der Form mehr oder weniger herben, in der Sache einmüthig missbilligenden Aufnahme begegnet ist, als die Versicherung zu vernehmen, die Herr Professor Ludwig a. a. O. gibt: „so einfach (?) diese Sätze auch scheinen mögen, so sind sie doch, wir leugnen es nicht, das Resultat von etwa neun-jährigem Forschen, Denken und Vergleichen.“ Theils jene Angriffe zu widerlegen, theils eine ausführlichere Darlegung seiner Ansichten zu geben, ist der Zweck, den sich Ludwig in der gegenwärtigen Schrift gesetzt hat; denn obwohl auch das frühere

Werk einen ziemlich umfangreichen allgemeinen Theil hatte, so haben doch, worüber sich Ludwig beschwert, die Recensenten desselben davon wenig Notiz genommen und sich hauptsächlich an den rein philologischen Theil gehalten. Dies ist die Antwort darauf, dass die exegetischen Partien des „Infinitiv im Veda“ in der sehr ausführlichen Anzeige Delbrück's K. Z. XX, S. 212—240 eingehende und nach unserer Ansicht, die sich auf eigene bei einer Untersuchung auf demselben Gebiete gemachte Erfahrung stützt, immer noch über Verdienst gehende Würdigung erfahren haben. Allerdings enthält S. 51—65 eine sehr reichhaltige Sammlung von Infinitiven aus dem Veda und Avesta, aber sie ist keineswegs die erste in ihrer Art, da schon 1869 E. Wilhelm*) in einem Programm des Eisenacher Gymnasiums eine ähnliche, in Bezug auf den Vedadialekt zwar viel weniger umfassende, aber in Bezug auf die Sprache des Avesta weit vollständigere Sammlung veröffentlicht hatte. Allerdings verdient wol fleissige Sammlung des Materials, wo sie auch auftritt, Anerkennung; nur muss sie wenigstens mit einem bescheidenen Mass von Kritik unternommen werden. Freilich hat sich Ludwig der Controle seiner Anhäufungen von Vedacitaten dadurch zu entziehen gesucht, dass er fast überall unterlässt, den bezügl., oft sehr schwierigen und controversen Stellen eine Uebersetzung beizugeben; aber gerade dadurch, dass er sich die Nöthigung einer deutschen Version auferlegt hätte, würde er zu einer richtigeren Interpretation gelangt und vielleicht von manchen seiner verkehrten Theorien über die Sprache des Veda zurückgehalten worden sein. Und selbst da, wo Ludwig Richtiges gefunden hat, macht er damit wegen des Fehlens der Belege keinen Eindruck. So wird z. B. das häufige vedische Wort *aram****) von ihm, soviel wir wissen, zum ersten Mal als Infinitiv, doch wohl von Wurzel *ar* erreichen, classificirt; aber nimmt denn nicht, wer eine ganz neue, vom Petersburger

*) Vgl. dessen Praefatio zu seiner Schrift *De infinitivi forma et usu*. Isenaci 1873.

**) Vgl. J. Jolly „Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen“ (München 1873) S. 124 f.

Wörterbuche völlig abweichende Erklärung aufstellt, damit ipso facto die Pflicht auf sich, sie auch ausführlich zu beweisen? Aber statt einer Beweisführung, die namentlich auch das Verhältniss von *aram* zu dem späteren Adverb *alam* hätte erörtern müssen, bietet uns Ludwig eine ungeordnete Sammlung unübersetzter Vedastellen, in denen *aram* vorkommt. Und um noch einen ebenfalls von Delbrück a. a. O. nicht berührten Punkt zu erwähnen, so ist nicht nur der Tadel, den Ludwig gegen „die beiden Hauptautoritäten für Altbaktrisch“ wegen ihrer Auffassung der Infinitive auf-*djai* im Zendavesta erhebt, gar nicht zu verstehen, sondern offenbar hat L., der so bereit ist Spiegel und Justi zu kritisiren, sich mit diesen Formationen selbst nicht näher beschäftigt; denn würde er sonst unterlassen haben, auf ihren vornehmlich im Gatha-Dialekt, aber auch Vend. II., 58 hervortretenden Gebrauch im Sinne des Futurums hinzuweisen?

Das ist ja wirklich ein Uebergang vom Infinitiv ins verbum finitum, also nach der L.'schen Theorie ein Ueberrest aus der Stampperiode, während wir Andere freilich uns bescheiden werden, diesen Gebrauch wie den imperativischen einfach aus der Casusnatur der Infinitive des Veda und Avesta abzuleiten. Wenn wir also als Ergebniss dieser Digression auf Ludwig's Veda- und Avestaexegese, als die Grundlage seiner neuen Theorie, festhalten, dass diese Basis eine sehr brüchlige ist, so werden vielleicht Manche, die diesen Studien ferner stehen, dieses Urtheil herb finden, aber augenscheinlich wird Herr Prof. Ludwig selbst auf jeden Ausspruch der Kritik wenig Gewicht legen, der sich auf diesen Theil seiner Leistungen bezieht. Denn ihm kommt es ja, wie wir gesehen haben, hauptsächlich auf seine allgemeinen Resultate an. Mit einer völlig neuen Physiognomie tritt er uns daher in dem Werke entgegen, welches den Gegenstand dieser Besprechung bildet; während es ihm früher darauf ankam und, wie Niemand bestreiten wird, auch wohl gelungen ist, sich als gelehrten Sanskritkenner zu zeigen, nimmt jetzt die Adaptations- oder Stammtheorie den Vordergrund in einer ebenso langen als ermüdenden und ungeordneten Reihe von Betrachtungen ein. Freilich gegen den Ausdruck „Stammtheorie“

verwahrt sich der Verf. und wirft überhaupt seinen Beurtheilern Entstellung und Verdrehung seiner Ansichten vor; wir werden daher, dem Vorgang Benfey's in seiner Kritik des „Infinitiv“ in der „North British Review“ folgend, die Ansichten L.'s so viel als möglich in seinen eigenen Worten wiedergeben: „Entweder die indoeuropäischen Sprachen sind agglutinirende; dann ist die behauptete Verschiedenheit derselben von den agglutinirenden falsch: oder sie sind nicht agglutinirend; dann können die Wortbildungs- und Flexionssuffixe nicht agglutinirt sein.“ (S. 24.) Dass der Verf. auf diese Behauptung grosses Gewicht legt, ergibt sich daraus, dass er sich an mehreren Stellen das Verdienst beimisst, das Wesen der Flexion im Unterschiede von der Agglutination zum ersten Male richtig bestimmt zu haben; man darf aber den Stachel, welchen diese Alternative der herrschenden Auffassung scheinbar so drohend entgegenstreckt, nur beherzt befühlen, um sich sofort zu überzeugen, dass er eine stumpfe Spitze hat. Denn offenbar wird die übliche Unterscheidung zwischen agglutinirendem und flectirendem Sprachbau, über deren Werth gegenüber anderen Eintheilungen wir nicht streiten, nicht widerlegt durch einen Begriff, in dem das Wesen dieser Unterscheidung völlig verkannt und eine so fundamentale Verschiedenheit zwischen Agglutination und Flexion behauptet wird, wie in keiner der sonst so weit auseinandergehenden Definitionen dieser beiden Begriffe. Niemand hat behauptet, dass die Flexion d. h. vollkommene Anfügung oder Anbildung nicht eine frühere Stufe der bloß äusserlichen Anfügung der formativen Elemente, also der Agglutination zur Voraussetzung habe, die sich ihrerseits nach der allgemeinen Annahme von dem isolirenden oder vereinzelnden Prinzip des Sprachbaus nur darin unterscheidet, dass es die beiden zu einem Begriffe verbundenen Wurzeln völlig unverändert lässt, während durch die Agglutination der eine, durch die Flexion beide Bestandtheile des Compositums ihre ursprüngliche Selbständigkeit verlieren. Wie alle Eintheilungen ist also auch diese nur eine relative und der allgemeine Charakter einer Sprache wird nach demjenigen Prinzip des Sprachbaus bestimmbar, welches vorherrschend darin zur Anwendung gelangt. Bei der wissenschaft-

lichen Untersuchung der finnischen Sprache haben Forscher, die in der strengen Schule Bopp's gebildet waren, gezweifelt, ob sie dieselben den agglutinirenden, oder nicht am Ende doch den flectirenden beizählen sollten, umgekehrt geht die von Ludwig eifrig citirte Abhandlung von Curtius „zur Chronologie der idg. Sprachforschung“ überall von der Voraussetzung aus, dass der Bau des im eminenten Sinne flectirenden Sprachstammes auf ursprünglicher Agglutination, in letzter Linie auf Wurzeln, also auf dem Prinzip der Isolation beruhe. Wir haben also gar nichts gegen die Folgerung einzuwenden, die aus obigem Satze abgeleitet wird, dass die Suffixe „an die Wurzel, den Stamm in der Bedeutung, in welcher wir sie fungiren sehen, nicht angefügt worden.“ Ludwig aber glaubt hiermit einen grossen Trumpf gegen Curtius auszuspielen, er erklärt es für die nächste Aufgabe der Sprachwissenschaft „die Methode darnach zu conformiren“, was ihr bisher darum nicht gelungen sei, „weil die Erklärung mit einer Hast betrieben wurde, die zu ähnlichen Reflexionen keine Zeit übrig liess“, er sucht endlich seine Entdeckung folgendermassen auf die präziseste Form zu bringen (S. 27): ...„Meine beiden Sätze also sind:

1. Die Suffixe modificiren ursprünglich die Bedeutung von Wurzel oder Stamm gar nicht. Sie gaben Beziehungen nach aussen.
2. Die Wandlungen des Suffixes gingen nicht vor in einer Periode der Selbstständigkeit, sondern vollzogen sich im Wort.“

Wir müssen uns hier, um diese beiden Fundamentalsätze des Verf.'s verstehen zu können, erinnern, dass er die Suffixe d. h. bei ihm alle formativen Elemente, Casus und Personalendungen einbegriffen, wie er sie als blosse bedeutungslose Anhängsel der Nominalstämme betrachtet, so auch auf ganz anderem Wege ermittelt als die übrigen Fachmänner. Obwohl er darin der gewöhnlichen Anschauung beipflichtet, dass er die Suffixe als ursprüngliche Demonstrativa ansieht (vgl. z. B. S. 25), so erklärt er sich doch gegen alle, auch die evidentesten Identificirungen derselben mit den vorhandenen Pronominalwurzeln, ohne jedoch, soviel ich sehe, irgendwo anzugeben, wie er sich

denn den Zustand der Sprache in seiner Stammperiode denkt. So ist es freilich, nachdem L. den einzigen offenstehenden Weg zur Erklärung der Suffixe sich selbst versperrt hat, gar nicht anders möglich, als dass er auf die abenteuerlichsten Einfälle geräth, in denen wir vergeblich nach einem rothen Faden suchen würden, wenn sich nicht das eine Bestreben überall unverkennbar hindurchzöge, eine möglichst grosse Anzahl von Wortbildungssuffixen, Casus- und Personalendungen als ursprünglich identisch zu erweisen. So wird auf S. 7 behauptet, dass die Stämme auf *u* z. B. griech. *δόρυ*, got. *hardus*, die auf *vi* z. B. lat. *levis*, Sanskr. *ravis* und die deutschen und litauischen Adjectivstämme ursprünglich denselben Auslaut, wenn wir recht verstehen: *ui* gehabt hätten, der aber auch seinerseits nicht primitiv sei.

Dass der Verf. gegen die herrschende Annahme von der ursprünglichen Getrenntheit dieser Suffixe streitet, finden wir hienach begreiflich, aber völlig unverständlich ist uns geblieben, was in dem bezüglichen §. 5 die Polemik gegen die consonantisch auslautenden Stämme und gegen die angeblichen Versündigungen der Sprachwissenschaft wider das auslautende *i* in Wortbildungselementen soll, dessen Behandlung „in Bezug auf Willkür, Frivolität und Anmassung auf dem Gebiete der modernen Wissenschaft ohne Beispiel“ sei. Aber nicht blos die ähnlich lautenden, sondern alle Suffixe überhaupt scheint L. als ursprünglich ansetzen zu wollen, wenn er es S. 26 für eine erstaunliche Naivetät erklärt, dass Curtius in der „Chronologie“ „in einer ewig denkwürdigen Stelle auseinandersetze, warum er das Suffix *a*, das er früher für nichts gehalten, schliesslich doch für etwas zu erklären sich gedrungen fühle.“ Nach Ludwig nemlich ist es „keine Rarität, dass ein Suffix nichts bedeutet.“ Als Beweis werden einige Wurzelnomina mit gleichbedeutenden Derivaten angeführt, und triumphirend bemerkt L.: „Oder sollte etwa ein *rat̄ rājan* genannt worden sein nach längerer Herrschaft? Oder die „Erde“ *bhūmi* (für *bhūs*) nach grösserer Ausdehnung der geographischen Kenntniss?“ Gestehen wir es also ein, die Sprachwissenschaft hat sich hier, aber freilich „auch da wo dergleichen in das früheste, dunkelste Alter-

thum unseres Sprachstammes zurückreichende Erscheinungen nicht in Frage kommen“, völlig incompetent bewiesen. Hat sie doch noch nicht einmal erkannt, dass im Veda die Casus gar keine bestimmte Bedeutung haben, sondern ganz promiscue gebraucht werden, und noch in einer dem Veda unmittelbar vorausliegenden Periode z. B. *pitari*, das wir Uneingeweihte für den Loc. Sing. von *pitari* halten, Nom., Voc., Loc., Dat. und Instr. zu gleicher Zeit war (S. 110). Wie der Leser bemerkt, wir gerathen hier ganz wieder in den Ideenkreis des „Infinitiv im Veda“, und wie an den Wortbildungssuffixen und den Casusendungen, so wird uns nun auch hier wieder an den Personalendungen zu zeigen versucht, dass sie ursprünglich und theilweise selbst noch im Veda nicht das sind, was ihr Name besagt, sondern sie sind verstümmelte Infinitivendungen. „Die Unterschiede von Person und Numerus haben sich an die einzelnen Infinitivformen angeknüpft, und es ist der Schein der Personalsuffixe entstanden.“ (S. 113). Die sogenannte *a*-conjugation z. B., d. h. wohl die Conjugation mit thematischem Vocal, wurde an eine offenbar sehr häufig angewandte (?) Infinitivform *āni* angeschlossen, nachdem dieselbe zu *āi*, *ā*, *a*, *e* verstümmelt worden war... „auch das lateinische Suffix *sti* führen wir geradezu auf griech. *σθαι* zurück . . . *mini* entspricht einem anderen griechischen Infinitivsuffix, dem homerischen *μεναι*, und ist zum Plural erst nachträglich geworden.“

Und mit solchen Ansichten glaubt der Verf. den von Curtius (Grundz. ³ S. 75) ihm gemachten Vorwurf, dass er zu denjenigen gehöre, welche verschiedene Suffixe vorschnell identificiren als eine grobe Entstellung und Verdrehung zurückweisen zu dürfen. (S. 25.) Doch wir dürfen diesen Ansichten nicht weiter nachgehen, wollen wir den Leser nicht noch einmal wie oben in das Labyrinth der vedischen Infinitive stürzen, deren verkehrte Auffassung wohl den ersten Anlass zu einer so trostlosen Reihe von Hirngespinnsten gegeben hat. Gehen wir der Sache noch tiefer auf den Grund, so wird es die Ueberschätzung der Sprache des Veda in ihrem Verhältniss zu den verwandten Sprachen sein, welche den Missgriff herbeigeführt, die unbewusste Abhängigkeit des Verf.'s von dem traditionellen

Begriff des Infinitivs, welche ihn befestigt hat; wie auch der Kritiker der „Agglutin. od. Adapt.“ im Lit. Centrbl. vom 2. Januar 1873 auf die Verkennung der Casusnatur der alten Infinitive als auf die Hauptquelle der übrigen Irrthümer hingewiesen hat. So in die Anschauungen der älteren Grammatik festgebannt will Ludwig der modernen Sprachwissenschaft eine neue Bahn eröffnet haben. Denn er fühlt es wohl und spricht es mit einer gewissen Genugthuung aus, dass er „mit der bisherigen Wissenschaft in einen unauflöselichen Widerstreit gerathen ist, der sich auf alle Theile der Sprachwissenschaft ausdehnt.“ Wir würden eine unrichtige Vorstellung von dem Buche erwecken, würden wir den streitfertigen Verf. nicht auch durch den polemischen Theil seiner Ausführungen begleiten, welcher mehr als drei Viertel des Ganzen ausmacht. Zunächst also wenden wir uns zu seiner sachlichen Polemik.

„In dem unüberlegten Jagen die Bedeutung herauszufinden, bei der Rohheit der Methode, die das was sie suchte immer unmittelbar packen zu können glaubte“ hat sich die von Bopp begründete Sprachwissenschaft von Anfang an niemals (d. h. bis auf Ludwig) zu einer richtigen Auffassung der Grammatik der indogermanischen Sprachen, ja des Sprachlebens überhaupt zu erheben vermocht: von diesem Gesamturtheil ausgehend unterwirft unser Verf. die verschiedenen Theile dieser Wissenschaft einer Musterung, in der zunächst die Lautlehre (S. 3—17) noch am Besten wegkommt, wenn schon es „auch hier an Verirrung nicht fehlt.“ Von der phonologischen Methode des Verfassers sind die Proben schon gegeben; ebenso wenig wird, wer diesen Abschnitt liest, zweifelhaft sein, auf wen er das soeben angeführte Urtheil eher anwenden soll, auf die sorgfältig erwogenen Ausführungen von Curtius über die griechischen Aspiraten, die sich hier namentlich bekämpft finden, oder auf die eigenen Behauptungen seines Gegners über diese und vielerlei andere Fragen der Lautlehre. Wir wenden uns daher direkt zu dem Abschnitt über den modernen Betrieb der Wortbildungslehre (S. 17—29) über den das Urtheil schon viel schlimmer fällt. Ein einziges von den Argumenten, mit denen dasselbe begründet wird, scheint ein gewisses Gewicht zu haben. Wenn

in den deutschen Abstracten auf -heit, -schaft und ähnl., den Adjectiven auf -sam u. s. w. diese Ableitungsendungen zu ihrer jetzigen Geltung nur durch Herabsinken aus einer früheren Periode der Selbständigkeit gelangt sind, so folgt daraus noch nicht, dass in einer viel früheren Zeit z. B. Suffix *a* auf demselben Wege zu dem geworden sei, was es ist, got. *daub-itha* ebenso gebildet sei wie das deutsche Taub-heit; aus den Eigentümlichkeiten einer späten die Vorgänge der frühesten Sprachperiode zu erklären sei offenbar ein unhistorisches Verfahren. Wir sehen hier von den weiteren Ausführungen Ludwig's ab: wie das Sprüchwort nur halb wahr sei, welches sagt, dass es nichts Neues unter der Sonne gebe u. dgl. und räumen ein, dass dieses Argument an sich eine richtige Wahrnehmung in sich schliesst. Nur trifft es nicht die die es treffen sollte, sondern es trifft, wenn damit im Allgemeinen behauptet werden soll, dass wir den Prozess der Zusammensetzung nicht aus neueren in ältere Sprachepochen hineinragen sollen, alle die, welche überhaupt die Endungen für ursprünglich selbständige Wörter halten, somit auch Ludwig selbst; soll dagegen nur soviel damit gesagt sein, dass die Zusammensetzungen der früheren Zeit mit den neueren nicht auf derselben Stufe stehen, so ist diese Restriction eines an sich berechtigten Analogieschlusses ebenso begründet als sie ein Gemeinplatz ist: denn es ist allgemein anerkannt, dass die späteren Compositionen ebenso durchgängig mit Verbal-, als die früheren mit Pronominalwurzeln erfolgt sind. — Dass in der Lehre von der Flexion und von der Syntax die moderne Sprachwissenschaft, wenn wir auf L. hören, den Gipfel der Verkehrtheit erstiegen hat, begreift sich von selbst. Kommt doch hier namentlich seine Theorie in Collision mit den herrschenden Ansichten. Immerhin ist, auch wenn wir nicht mit dem Verf. der Ansicht sind, dass „die Syntax der jeweilige Barometer gewissermassen für den Stand der Flexion“ sei (S. 29), seinen Klagen über die Losreissung der Flexionslehre von der Syntax eine gewisse Berechtigung nicht abzuspochen.

Und nun haben wir den Verf. durch manche seiner Irrgänge begleitet und doch noch nichts über das quantitativ be-

deutendste Ingrediens seines Buches gesagt, über seine persönliche Polemik. Es ist nicht die Sache der Kritik, wie sehr sie dazu provocirt sei, auf Persönlichkeiten zu verweilen, und so bieten wir von den Invectiven Ludwig's, in denen die einzige, aber vollkommen ausreichende Legitimation für den im Obigen angeschlagenen Ton liegt, anstatt eines Blütenstrausses, den wir pflücken könnten, nur zwei Beispiele dar. Schleicher, dessen übrige Leistungen mit Ausnahme seiner Entdeckung des Litauischen alle den „Stempel der Mittelmässigkeit tragen, hat die Wissenschaft angefüllt mit irrthümlichen, höchst voreilig aufgestellten Sätzen...“ dagegen ist „mein (Ludwig's) Verdienst, wissenschaftliche Fragen von massgebender Bedeutung gestellt und gelöst zu haben.“ Diese Acusserung (S. 80 f.) hat schon der nebst Curtius hier vornemlich angegriffene Delbrück in seiner kurzen Abfertigung L.'s im neuesten Hefte von Kuhn's Ztschr. herausgriffen und nach Gebühr behandelt und ebenda die von ihm an verschiedenen Stellen des L.'schen Buches entworfene Charakterschilderung reproducirt. Wir führen noch folgenden Satz an (S. 20): „Dass wir eine Frage in objectiver Weise erörtert... dass wir dadurch ungeahnte Aufschlüsse erzielt haben, hat uns der Cynismus unserer Gegner nicht vergeben, sondern hat sich an uns gerächt durch einiges Zusammenhalten, kräftiges Ignoriren, rücksichtslose Entstellung, und man muss sagen, mit grossem Erfolge.“ Einem solchen Auftreten gegenüber würde selbst ein schärferes Urtheil als das vorstehende keiner Rechtfertigung bedürfen, und wir schliessen unsere Anzeige, nicht ohne die Kriegserklärung, in der dieser Angriff auf die Vertreter der neueren Sprachwissenschaft gipfelt, (S. 32) gegen ihren Urheber zu wenden: „Nicht als ob er sich nicht den Kopf zerbrochen hätte über dieses und jenes, aber Kopfzerbrechen und methodisches Forschen sind sehr verschiedene Dinge.“
